Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 24 (1920)

Artikel: Samuel Glanzmann
Autor: Fankhauser, Alfred
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-572880

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Berg

Ihre blauen Schleier breitet um dich die Einsamkeit.
Alles was du schaust, ist groß; alles was du hörest, tönt weit.
Schwingende Säume der Gipfel sind deiner Hänge Geleit.
Auf ihnen wandern die Sterne zur schweigenden Ewigkeit.

Wie aus verwachsenem Kleide eines Riesen Gestalt,
Steigt dein furchiger Leib über den stürzenden Wald,
Berstend in Klippen und Türme, Fels auf Felsen geballt,
Aber eins in der Tiefe, von Gluten der Erde durchwallt.

An dich breit ich die Arme, jauchze der Härte des Steins,
Schauernd trink' ich eisige Strenge des ewigen Seins.
O daß mir Leidenzerwehtem würde ein Leben wie deins:
Erdeverwachsen, -entstrebend, kräftegespalten und eins!

Samuel Glanzmann.

Novelle von Alfred Fankhauser, Wichtrach.

Es gibt im schweizerischen Hinterlande eine Gegend, die manchen fremden Durchreisenden einen besondern Grund zum Staunen bietet, indem ihre Bewohner die Sitte angenommen haben, die Firsten der Wohnhäuser und Schuppen mit einer gewissen Zahl von Blitzableitern zu versehen, und zwar fällt auf, daß jedes Dach mindestens drei solcher Schutzstangen, also mehr als die landesübliche Anzahl besitzt.

Mancher uneingeweihte Beschauer lächelt wohl und denkt sich obenhin, hier müßten entweder die Gewittergefahren oder der technische Sinn der Eingebornen besonders stark entwickelt sein.

Wer aber Einheimische nach dem Grunde der merkwürdigen Erscheinung fragt, erhält spärliche Auskunft, bald einige Andeutungen, begleitet von listigem Lächeln, bald ausweichende Warnungen, mit vorwurfsvollen Augen scheu und überzeugt vorgetragen. Die listig Lächelnden sagen meistens, vor Zeiten sei der Sinn für die Blitzableiterkulturen noch ganz anders entwickelt gewesen. Die Ernsthaften bemerken höchstens, es lasse sich auf Erden nicht alles begreifen.

Die Listigen werden manchmal recht leutselig, wenn sie den Spruch eines der Tiefsinnigen mit anhören, und wenn er vielleicht außer Hörweite geraten ist, nicken sie bedeutsam: „Der ist auch einer von den Glanzmannbrüdern." Manchmal bohren sie gleich darauf nachdenkliche Blicke stumm ins Leere, wie wenn sie im geheimen dennoch angesteckt wären von dem Tiefsinn.

Beide Parteien, die Belustigten und die Ergriffenen, sind Nachfahren eines Geschlechtes, das einmal aufgewühlt wurde von nicht alltäglichen Ereignissen. Die Akten darüber, kurz und dürr, sind längst geschlossen. Sie offenbaren nur wenig von dem Menschenschicksal, das die Ursache jener Bewegung wurde, von dem Schicksal Samuel Glanzmanns.

Der umstrittene Mann war ein begüterter Bauer jener Gegend. Man weiß daß seine Mutter aus einer frommen Täuferfamilie stammte, daß ihre Grundsätze noch viel von dem Ernst und der Herbheit täuferischer Ansichten bewahrt hatten und daß sein Vater sich nicht von der Menge guter Bürger unterschied, die ihre rechte Gesinnung durch Festhalten am Hergebrachten bezeugen.

Wenn nun Samuel Glanzmann nichts als die guten und weniger guten Eigenschaften seiner Erzeuger geerbt hätte, so müßte sein Leben einen recht gewöhnlichen Verlauf genommen haben. Es

gibt aber auch Verbindungen von Eigenschaften, die besondere Wirkung haben, und eine solche Verbindung zeichnete Samuels Charakter aus.

Vom Erbe der Täufer nahm er Gewissenhaftigkeit mit, jene Tugend, deren Leitsatz das Gebot ist: „Habe acht auf dich selbst.“ Vom Vater her stammte eine ungewöhnliche Beharrlichkeit. Ein angefangenes Werk, auch ein wenig bedeutendes, lernte er nie zugunsten von augenblicklich wichtigern Dingen vernachlässigen.

Das erste Objekt, das der Gewissenhaftigkeit unterworfen wurde, war die Schreibfertigkeit. Mit zehn Jahren schrieb Samuel das schönste römische Alphabet. Die Beharrlichkeit dagegen wurde vom Schicksal auserkoren, Samuel zum alleinigen Erben des väterlichen Vermögens zu machen. Es war seltsam und fast empörend: Sein kleines Brüderchen ertrank im Brunnentrog, während der Siebenjährige dabei stand und Pfeifen schnitzte, ohne das Unglück zu bemerken. Man sah nicht, daß seine Vertiefungskraft ihre Grenzen überstieg, beweinte das tote Kind und strafte Samuel nicht. Erst vier Jahrzehnte später, als Samuel sich in eine andere Tätigkeit zu versenken begann, erinnerte sich der eine oder andere an die Kindheitsgeschichte, ohne den Zusammenhang mit jener frühen Sünde zu ahnen.

Von mütterlicher Seite her nahm er eine zweite, weniger schätzenswerte Eigentümlichkeit mit. Vielleicht hatte die Frömmigkeit von Geschlechtern das leibliche Auge geschwächt und ihm die Fähigkeit, die Erdendinge in ihrer Erscheinungsweise zu sehen, genommen. Vielleicht auch ließen die Sorgen des Lebens jene Menschen noch nicht zum Sehen erwachen, also daß sie Berg und Baum, Farbe und Glanz nur als Warnungszeichen kannten, zum Schutz des Lebens aufgesteckt. Samuel erbte das schwache Auge; es wurde sein Unglück, Orthographie und Rechenkunst mit aller Gewissenhaftigkeit nicht bewältigen zu können. Seine Briefe, stets ohne krummes Strichlein oder Schweißfleckleln, wimmelten von naiven Neubildungen, und fehlervolle Rechnungen präsentierten sich in peinlich schönen Zahlenreihen.

Die Eigenschaften und ihre Verbindungen wuchsen sich folgerichtig aus zu Sauberkeit und harmonieloser Weltfremdheit. Unvereinbar schien, wie Samuel Hände, Kleider und Arbeitszeug stets blank trug, den Katechismus fehlerlos auswendig deklamierte, prachtvoll regelmäßig mähen lernte, gleichzeitig aber in allen Dingen, die eine ordnende Hand verlangten, hilflos blieb, Wagenschuppen, Werkzeugbank, Buchführung, wenn man die Notizen im Kalender so nennen will, niemals beherrschte und auch an seiner eigenen Person Sonderbarkeiten, ja Lächerlichkeiten großwachsen ließ.

Es fiel an ihm auf, daß die Rechte frei und beweglich gestikulieren konnte, die Linke aber steif und zwecklos herunterhing, daß die Füße nie einen Tanzschritt gewagt und sein Lachen nie laut geklungen hatte. Auch wußte niemand, daß er je gesungen hätte, bis zu jenem Zeitpunkte, der ihn auszeichnen sollte.

Betrachtete man seine Eigenschaften in ihrer Gesamtheit, so erschienen sie wie führerlose Pferde: Tugenden hatten die Herrschaft über den Mann gewonnen. Das Zeichen der Knechtschaft prägte sich in verbissener und leicht gequälter Mühseligkeit und Entschlossenheit aus, und die innere Knechtschaft hatte zur Folge auch äußere. In der Jugend blieb er des Vaters Knecht. Als der Tod die beiden Eltern nacheinander holte, trauerte er gewissenhaft und verbissen ein Jahr lang. Alsdann, gleich als ob er die Freiheit herzlich satt wäre, nahm er ein Weib und wurde wieder Knecht.

Im Dienste seiner Tugenden und seines Weibes wurde er fünfundvierzig. Seine Kinder gehörten der Bäuerin und lernten früh, ihn als eine Art von Fremden zu behandeln. Viel mehr wußte man von ihm in der Gemeinde nicht und beachtete das Wenige auch nicht ...

Im fünfundvierzigsten Lebensjahre Samuels ereignete sich ein Vorfall, der unter seinen Gemeindegenossen zum erstenmal Aufsehen erregte. Es war in der Zeit, als die Einrichtung der Blitzableiter anfing, sich im Lande einzubürgern. Allgemein betrachtete man die Nachricht von einer so guten und nützlichen Erfindung mit dem üblichen Skepti-

zismus, den die Bauern jedem Neuen entgegenbringen. Man wartete auf einen, der mit gutem Beispiel vorangehe, und mehr noch auf die Tatsache des ersten abgeleiteten Blitzes. Ueberlange Zeit wurde das Für und Wider besprochen, und die Sage, daß vergoldete Spitzen den Blitz wirklich anzögen, aber auch in die Häuser leiteten, vermehrte das Mißtrauen.

Es hätte daher auch überraschen müssen, wenn ein anderer als Samuel Glanzmann den Entschluß faßte, seiner Hausfirst die schützende Eisenstange aufzupflanzen. Denn immerhin mußte man vermuten, der Vorangehende werde für sein Wagen besondere Gründe haben. Glanzmann, der bislang so wenig von sich reden gemacht, erweckte darum auch besonderes Interesse, als eines Tages ein Monteur erschien, Leitern anstellte und mit der Aufpflanzung des funkelnden Signals begann. Um die Mittagszeit entstand ein kleiner Auflauf von neugierigen Bauern, Weibern und Kindern, die alle teils staunend, teils ironisch dem Beginnen zuschauten. Samuel selber saß auf dem Dach und leistete dem Arbeiter Handlangerdienste, während seine Frau mit den Kindern, als ob das selbstverständlich wäre, bei den Zuschauern stand und also gleichsam deren Standpunkt einnahm.

Der Tag war heiß, die Kante des Daches funkelte, und weit umher lag duftiges Sommerland in weichen Hügeln und fernen, durchsichtigen Bergen. Die heiße Sonne machte sich in den Seelen der Neugierigen geltend und reizte sie, Frau und Kinder Glanzmanns zu necken. Das müsse wohl auf Glanzmanns Haus glitzern, damit der Name passe? Uebrigens eine gute Idee, eine Fahne auf dem Dach. Bei solchem Wetter flattert sie schön. Oder ob das vielleicht einen Turm geben solle? Die Kirche stehe sonst immer mitten im Dorf. Und einen Pfarrer habe man schon, einen umfangreichern als den Sami Glanzmann. Oder ob sie Ursache hätten, einen bessern Schutz als des lieben Gottes Hand über dem Dach zu haben? Wohl kaum, soviel man wisse. Solche Reden fielen in fröhlichem Gutmeinen, und die bedrängte Bäuerin wußte nichts zu sagen, als: sie wisse nicht, was werden solle. Denn ihr hatte Glanzmann kein Wörtlein seines Planes vertraut. Sie zuckte also die Achseln und ihre Kinder starrten die zwei gleichmütigen Männer ebenso an wie andre Kinder.

Glanzmann selber nahm eine Zeitlang keine Notiz von den Gesprächen der Zuschauer und hantierte eifrig drauf los. Auf einmal jedoch hieß er den Arbeiter einen Augenblick auf ihn warten, kletterte von der Leiter und trat mitten unter das Volk. Mit blitzenden Augen, dergleichen man bisher nie an ihm bemerkt hatte, übersah er den Kreis und sprach in fließender Rede, die jedermann aufs höchste verblüffen mußte, über sein Vorhaben und dessen Bedeutung. Er erklärte aufs genaueste und eifrigste das Wesen des Gewitters und die Wirkungen des Blitzes, erzählte darauf die Lebensgeschichte des Mannes, der den Blitzableiter erfunden, nannte ihn einen frommen Mann, dem Gottes Güte eben solche Weisheit gegeben, daß er besagte Schutzeinrichtung habe herstellen können, forderte danach alle auf, diesem Manne und der Güte Gottes dankbar zu sein, indem sie seine Lehre befolgten und sich, wie es Gottes Wille sei, gegen die Wirkungen des Blitzes schützten. Zum Schluß aber zog er aus seiner Rocktasche ein Bild des noch nicht lange verstorbenen Erfinders, ließ es im Kreis umgehen und ermahnte alle, es recht zu betrachten; denn sichtbarlich stünden in den Augen des Mannes die Erleuchtung des Geistes und die Kraft seiner Weisheit zu lesen.

Die Wirkung seiner Rede auf die Bauern war Staunen und Kopfschütteln. Zwar waren sie alle gute Christen; aber in frommen Worten, und öffentlich und außerdem in zusammenhängender Rede sprach sonst nur der Dorfpfarrer. Anfangs lauschten sie andächtig, bestürzt oder erstaunt. Nachher machten sich die Spaßvögel, die wie immer zur Stelle waren, bemerkbar. Einer fragte die Bäuerin: den Pfarrer sehe man nun freilich, wer aber solle nun Sigrist sein? Da fing sie sich heimlich an zu schämen und zupfte ihren Mann unvermerkt am Rock, damit er zu sich selber komme und die Gesichter der Zuhörer bemerke. Die gute Ermahnung hatte aber eine ganz andere Wir-

kung. Samuel Glanzmann flammte in heiligem Eifer auf und rief mit Donnerworten, die seiner Stimme einige Mühe kosteten, in die Versammlung hinein: „Ich sehe die Spötter wohl. Aber ich sage euch: Lasset euch nicht beirren! Die da spotten, sind kleingläubig und bezweifeln in ihrem Hochmut, was offenbar geworden ist. Gehe ein jeder heim, überdenke die Gabe und verschmähe sie nicht."

Es war merkwürdig: Die Worte, die wie ein Befehl klangen, wirkten auch wie ein solcher. Die ganze Versammlung tat, wie sie gewohnt war, wenn der Pfarrer das Amen gesprochen. Sie entfernte sich hustend und in leiser Unterhaltung über andere Dinge, als sie eben angehört hatte. Die Kinder jagten nach Schmetterlingen, und erst, nachdem die Großen einige Schritte weit von Glanzmanns Hause weg waren, gewannen die Ironischen wieder die Oberhand und entfachten Gespött und Verwunderung, die sich verbreiteten wie eine Welle im Wasser, wenn man einen Stein in den stillen Spiegel wirft. Der Stein des Aergernisses war gefallen: Samuel Glanzmanns Auftreten — und die Wellen breiteten sich sichtbarlich in alle Winkel der Gemeinde aus: die diskutierenden und lachenden Gruppen, die in allen Himmelsrichtungen auseinander strebten, indessen Glanzmann wieder auf die Leiter stieg, sonderbar angestaunt von dem braunen Monteur.

Am nächsten Tage ereignete sich im Hause Glanzmanns der erste Ehestreit seit zwölf Jahren. Die Welle des Spottes hatte in ihrer Gegenbewegung Glanzmanns Haus wieder erreicht und die gereizten Ohren der Frau gestreift. Sie beunruhigte sich und fürchtete, ähnliche Vorfälle möchten sich wiederholen. Darum machte sie den Mann auf die Zungen der Leute aufmerksam. Die Aussprache kam ihr vor wie ein Unglücksfall, und es kostete ihr ordentlich Mühe, Worte zu finden.

„Samuel," sagte sie, „der Blitzableiter mag eine gute Sache sein. Aber es ist mir nicht lieb, daß die Leute deswegen über uns reden. Bis dahin hat uns niemand Böses nachsagen dürfen."

Glanzmann geriet, wie am vergangenen Mittag, in ungewöhnliche Erregung. Wieder schimmerten seine Augen in dem ungewohnten Glanz, starrten ins Leere, auf Dinge gerichtet, die seine Seele mit großer Kraft bannten. Seine hochgehobenen Fäuste hielten gleichsam rasende Pferde an fliegenden Zügeln. Er sah seine Frau nicht. Sie war nichts als eine feindliche Stimme, die ihm widersprach, mit der er sich streiten mußte. Heftig warf er ihren bestimmt vorgebrachten Worten entgegen: „Wenn die Leute lästern, so widerstreiten sie nicht mir, sondern der Gabe Gottes und dem, der sie uns offenbart hat."

„Aber Mann," widersprach sie; „kein Mensch hat erfahren, ob der Strahl auch in die Stangen geht oder ob er nicht das Haus entzündet. Es wäre besser, wenn wir das dem Herrgott überließen und nicht dem Schlosser. Die Leute lachen ringsum und sagen, es sei nicht gut in deinem Kopf. Und der Monteur selber lacht dich aus."

„Frau, es wird in Gottes Hand stehen, wen der Blitz treffen soll unter denen, die seine Gabe verschmähen und uns toll schelten."

„Meinetwegen! Aber was du glaubst, ist deine Sache, und was die Leute glauben, ist ihre Sache, und du kannst ihnen nicht einen andern Glauben beibringen. Wenn sie die Stangen nicht über ihren Dächern haben wollen, so wirst du sie dazu nicht überreden. Hör auf mich, Mann!"

Die Stimme Glanzmanns zitterte in heftiger Empörung: „Die Menschen schonen einander. Sie fürchten jeder, den andern zu ermahnen. Ich aber muß sie wecken, damit sie die Gabe erkennen und annehmen. Das letzte Dach der Gemeinde muß beschützt werden! Versuche mich nicht, Weib!"

Als die Bäuerin ihren Mann in dem seltsam erregten Zustande sah, erfaßte sie ein geheimes Schaudern, das sie nicht zu deuten wußte, und zwanghaft kamen die Gedanken an das Gerede der Leute. Ihre Angst verstärkte sich, wenn sie überlegte, daß Glanzmann offenbar Dinge plante, die schlimmer waren als die erste einfältige Rede, und sie sah eine ganze schreckliche Welle von Spott und Jammer über

ihr Haus kommen. Darum begann sie zornig zu weinen und hielt ihm die Folgen seines Tuns vor: „Glanzmann, ich kann nicht begreifen, was plötzlich über dich kommt. Zwölf Jahre haben wir miteinander hausgehalten, haben nie Aufsehen gemacht unter den Leuten, haben gearbeitet, wie es recht war, und Frieden gehabt, und auf einmal ergreift es dich wie der böse Geist. Du bist ein anderer geworden. O, Jesus Gott, was soll aus uns werden!"

Das Weinen der Frau zog endlich des Mannes Augen von den unsichtbaren Dingen ab und zeigte ihm die zerarbeitete Gestalt der kleinen Bäuerin. Verwundert, mit einem langen Blick, als habe er sie eben erst entdeckt, sah er sie an und versuchte sie alsdann zu trösten: „Verwunderst du dich, Marianne? Muß ich mich nicht auch verwundern? Die Wahrheit ergriff mich in einem Augenblick, als ich gar nicht daran dachte. Ja, wir haben zwölf Jahre beisammen gewohnt wie die Toten. Darum hatten wir niemals Streit. Denn wir sprachen ja nie ein Wort, als über Geld und Sorgen, und wir schwiegen noch lieber darüber. Was aber wußten wir von Gott?"

Marianne Glanzmann betrachtete beängstigt das fremde Gebaren ihres Mannes. Ihre Züge wurden voll Aufmerksamkeit, und es war, als ob die bohrenden Augen die Gestalt des schmächtigen Bauern eben erst entdeckt hätten und empört über die Entdeckung aburteilten.

Sie ahmte das Gestikulieren der Rechten nach und packte plötzlich ohne Ueberlegung seine Linke. Zögernd, über diesen Griff selbst verwundert, hielt sie einen Augenblick die Hand fest, schleuderte sie dann mit einer Gebärde des Widerwillens von sich und antwortete in zitternder, aber noch gebändigter Erregung: „Von Gott? Wir sind in die Kirche gegangen, haben unsere Kinder gehabt und sind recht gewesen!"

„Das ist nicht genug," sagte er. „Man muß Zeugnis geben von Gott."

Die Bäuerin wurde plötzlich von Toben ergriffen. Sie warf einen Korb voll irdener Tassen auf den Fußboden und stampfte mit den Holzschuhen auf den Scherben herum. Ihre Kinder, die niemals eine solche Szene mit angeschaut hatten, fuhren heulend und entsetzt in alle Winkel. Verwundert stand der Mann mitten in der Stube, während das verzweifelnde Weib auf die Straße stürmte und in einemfort schrie: „Das steh ich nicht aus! Das steh ich nicht aus! Davonlaufen tu ich! Das steh ich nicht aus! Herr Jesus Gott!"

In immer steigender Verwunderung sah Glanzmann durch das Fenster zu, schlich ihr scheu nach und machte einen Versuch, sie zu beruhigen. Die Leute hörten's ja. Sie aber tobte immer wütender: „Ich soll schweigen. Mich sollen sie nicht sehen und hören. Aber du willst uns in Jammer und Schande stürzen. Vom Glauben abgefallen bist du. Ein Ketzer bist du, ein Meineidiger!" Und in wahnsinniger Empörung stürmte sie wieder ins Haus. Glanzmann blieb erschrocken stehen und wußte nicht, wo aus und ein. Er kannte den Menschen nicht, und ein Rätsel war ihm solches Toben. Nicht anders als ein kleines Kind vor dem Wunder der Welt, stand er vor dieser lebendigen Seele. So wenig sie seinen wunderlichen Einfall, so wenig konnte er ihre Gestörtheit fassen.

Er schüttelte immer noch den Kopf und fing plötzlich ohne Willen an, die sommerlich weiße Straße entlang zu gehen. Mit jedem Schritte, den er ging, fiel die Angst vor dem rasenden Weibe von ihm, verschwand bald gänzlich und machte einer seltsam glücklichen Stimmung Platz. Die lichten Sommerwolken standen vor seinen Augen wie vor der Seele eines Kindes, das ihren Anblick zum erstenmal inne wird. Und er atmete den Duft der Wiesen und fühlte den kühlenden Wind an seinem Leibe mit beständig wachsendem Glücksbewußtsein. Eine Weise erwachte in ihm: „Daß du es fühlst, das ist von Gott! Daß du mit Augen schaust, das ist von Gott!" Und sinnlose Worte sang das Glück in ihm, also daß er wie betrunken irrte und erst am Abend heimkehrte, um sein Vieh zu besorgen. Spät erst legte er sich in der dunkeln Scheune ins Heu. Einmal dachte er wohl in dumpfem Erschrecken, sein Weib möchte in seiner einsamen Kammer zwischen

Wut, Zweifel und Reue weinen und die Kinder eine erste Nacht ihres Daseins verstört und ruhelos durchträumen. Doch sein eigenes Erlebnis erschütterte ihn zu sehr, und ohne seiner Nächsten zu gedenken, schlief er ein. Daß er vergessen zu beten, wußte er nicht.

Sein Weib aber, das ihn zwölf Jahre lang nie unter dem eigenen Dache vermißt hatte, wälzte sich schlaflos auf dem harten Bette, trieb ihre alltaggewohnte und nun aufgestöberte Seele durch alle Tore des Zornes, der Ungeduld und des Erschreckens und immer wieder zurück an den Anfang ihrer Bangigkeit. Es war wie das Wüten eines Kindes gegen die ersten Zahnschmerzen, deren Störung dem Zorne nicht weichen will...

Um Mitternacht erhob sie sich, ergriff eine Laterne und machte sich in die Dunkelheit hinaus, um Glanzmann zu suchen. Sie forschte im Stalle nach. Sie stieg auf den Heuboden, fand den Schlafenden in einem ausgewälzten Lager liegen und leuchtete ihm ins Gesicht. Es glänzte leicht im Schlaf und lächelte mit glücklichem Munde.

Mit starren Augen forschte Marianne in seinen Zügen. Sie forschte lange, lange. Ihre Gedanken zogen langsam, fröstelnd und bitter. „Was die Hände wohl tun?" dachte sie absichtslos. Da sah sie: Wie ein Vogel im Nest, lag die hilflose Linke in der starken Rechten gebettet. Marianne schauderte leis, fühlte einen unbegriffenen Abscheu vor dem Schläfer und zog das Licht zurück. Schnell und schweigend verließ sie die Scheune...

Am nächsten Morgen schien das Geschehene auf beiden Seiten beinahe weggewischt. Fragende Blicke der Eheleute unter sich, scheues Schweigen der Kinder bezeichneten allein die schwindende Erinnerung. Doch die Antwort auf alle stummen Fragen waren Mienen, die wenig sagten, kaum bemerkbare Gebärden, die bedeuten mochten, daß man alles in der Schwebe lasse. Man arbeitete wie sonst, schwieg wie früher, und Marianne konnte, wenn sie wollte, feststellen, daß die alte Stille und die ernste, rechtdenkende Arbeit und Pflichttreue im Hause wieder herrschten. Sie hätte sich im Grunde auch einbilden mögen, die Szene habe ihre Wirkung getan und den Mann zur Besonnenheit geführt. Allein wenn sie das Gesicht des Mannes betrachtete, so traute sie dem Frieden nicht ganz. Es war belebter als früher, bald fröhlich, wie von heimlichem Wissen, bald gequält und fast leidend von harter Gedankenarbeit und wie brütend über geheimen Plänen.

Glanzmann blieb eine ganze Woche ruhig und schweigsam. Am Samstag aber erschien wieder der Monteur, kletterte die hohe First entlang und befestigte drei neue Stangen, außerdem zwei auf die einzeln stehende Scheune und einen auf den Schuppen, wo Schweineställe und Werkzeugkammer untergebracht waren. Am Abend war das Werk vollbracht. Einige Neugierige versammelten sich, die Spötter auch, und freche Bursche begehrten mit offenbaren Mienen eine neue Rede. Glanzmann aber tat ruhig seine Arbeit, ging dann in die Wiesen hinaus und kam erst tief in der Nacht wieder.

Gerade sein Stillschweigen erweckte in seiner Frau die bestimmte Furcht, daß er mehr im Sinn habe, als vor den Spöttern umsonst zu predigen. Der Schlaf floh von ihr. Sie fühlte deutlich: Glanzmann war wie die Natur der Berge. Nebel steigen urplötzlich aus den Abgründen. Wolken ballen sich und Wetterstürme brechen aus dem heitern Tag hervor. Nichts erschien ihr nunmehr trügerischer als die Sanftmut des Mannes.

Am Sonntagmorgen verwunderte sie sich nicht, als alle Vorübergehenden auf die First deuteten und lachten. Sie faßte sich und schluckte mit Wut den Spott, schwieg auch vor Glanzmann und weinte nur vor den Kindern, nun dürfe sie nicht in die Kirche gehen. Jedermann würde sie auslachen. Sie kämmte die Kinder und steckte sie in den Sonntagsstaat, und als das erste glänzte und auf die Straße lief, kam es alsobald zurück und triumphierte: „Muetti, chum lueg, Fähnen uf-em Tach!"

Erbebend ließ sie den Kamm fallen, schlich sich verstohlen zur Scheune hinüber und tat nur einen erschrockenen Blick auf das Dach: Jede der vier funkelnden Spitzen trug einen zerfetzten Hemdenstock

als Flagge, und der Morgenwind blies drein, als wenn er mit zwei Fingern die Fetzen höhnisch höbe. Da fuhr die Bäuerin in den Stall hinein und schrie den Mann an: „Hol die Lumpen vom Dach herunter! Solches wagt man uns anzutun. Und du bist schuld daran. Hol die Lumpen herunter!"

Glanzmann sah sie sonderbar an, antwortete nichts und wandte ihr den Rücken. Sie blieb zuerst verblüfft stehen, eilte dann ins Dorf zu ihrem Bruder und verlangte seine Hilfe. Glanzmann sah sie davonlaufen, kleidete sich um und suchte die Kirche auf.

Die ganze Gemeinde sah ihn mit Hohn und kaum verstecktem Aerger an, als er die Kirchenstühle durchschritt und sich setzte, und es war deutlich sichtbar, wie seine Anwesenheit die Andacht störte. Der Pfarrer redete vom geistlichen Hochmut, ein Thema, das die guten Riechnasen sofort auf Glanzmann bezogen. Als er seine gute Predigt beendigt hatte, ergriff, noch ehe der Schlußchoral begonnen worden, der verdächtige Samuel das Wort und richtete eine durchdringende Ansprache an die versammelte Gemeinde. Solches war, soweit die Erinnerung reichte, niemals vorgekommen. Man hörte deshalb den wenig geliebten Mann mit Staunen und Unwillen an. Der Geistliche blieb in seiner Kanzel aufrecht stehen, bereit, einzugreifen und dem als Skandal empfundenen Auftreten ein Ende zu machen. Mit der gleichen Absicht räusperten sich in ihren abgesonderten Stühlen im Chor, von der Sonne durch bunte Scheiben beleuchtet, die Gemeindeältesten, der Kirchenpräsident, der Großrat und der Gemeindekassier. Sie wollten nicht lange anhören, sondern unterbrechen, und wurden anfangs nur durch die lächelnde Ruhe des Pfarrers auf der Kanzel an ihrem Vorhaben gehindert.

Glanzmann brachte in wenigen Worten seine Wünsche vor. Eigentlich wußte nach dem Vorgefallenen jedermann den Inhalt seiner Rede zum voraus und war nur noch gespannt auf Anrede, besondere Wendungen und den Lärm, der wahrscheinlich das Ende sein würde.

Glanzmann fing an mit „liebe Gemeinde", fuhr fort mit „liebe Brüder", wie es der Geistliche gewöhnlich tat, und brauchte ein einziges Mal „liebe Mitchristen". Sie hätten alle gehört von der merkwürdigen Erfindung, die einem klugen und frommen Manne eingegeben worden. Die Flamme Gottes, das verzehrende Feuer des Blitzes, das im Gewitter niederfahre und die Erde befruchte, könne hinfort den Menschen nur noch zum Segen werden, wenn sie jene Erfindung brauchen wollten, wie es der Wille Gottes sei. Denn das Feuer Gottes verzehre die Wohnungen des Menschen und töte die Lebendigen, die nicht unter besonderem Schutze stünden. Ein solch besonderer Schutz aber sei nun die Erfindung. Es möchte daher die Gemeinde beschließen, daß insgesamt auf jede First die ableitenden Stahlstangen gepflanzt und hiemit das Gute getan werden solle. Man möge gleich jetzt, da man versammelt sei, hierüber beraten. Und hiemit habe er geschlossen.

Schon hatten die Kirchenältesten und der Pfarrer leise zu stampfen begonnen. Als Glanzmann nun unerwartet rasch schwieg, erwiderte der Pfarrer höflich, er habe mit der ganzen christlichen Gemeinde die ebenso absonderlichen als absonderlich vorgetragenen Gedanken des Mitchristen Glanzmann angehört und hiemit unter so vielen Zeugen vernommen, daß die Reden, die über den Mitbruder Glanzmann umgingen, nicht unbegründet seien. Leider, müsse er sagen. Die Erfindung des fremden Mannes sei ein weltliches Ding und habe in diesem Hause Gottes nichts zu tun. Glanzmann sei im Irrtum und die Gemeinde möge sich still und ruhig, wie sie es gewohnt sei, nach Hause begeben. Bevor dies geschehe, möchte einer der Herren vom Kirchenrat die Ehre haben und seine Worte mit einigen Ergänzungen versehen, damit das Gemeindemitglied Glanzmann sehe, wie andere Bürger dächten.

Gerade zur rechten Zeit schwieg der Pfarrer; denn der Kirchenpräsident war auf dem Punkte, loszubrennen. Er schmetterte mit einigen Sätzen den ungeregelten Glanzmann nieder. Die Blitzableitersache sei eine Privatsache und gehe die Gemeinde nichts an. Die Versamm-

lung habe, abgesehen davon, daß sie nicht eine gesetzlich zusammenberufene sei, kein Recht, über private Geschäfte, die außerdem von finanzieller Bedeutung wären, Beschlüsse zu fassen. Im übrigen glaube er, es wäre besser, die Kirchenbesucher nähmen Rücksicht auf solche, die einen weiten Weg hätten, und begäben sich nach Hause.

Der Pfarrer in seiner Kanzel nickte mit seinem wohlgenährten Gesicht, und die ganze Gemeinde kicherte leis. In das Geraune meldete sich aber plötzlich eine Stimme, scharf wie eine Kreissäge: „Ich begehre das Wort!" Der Kirchenpräsident nickte: „Der Kassier hat das Wort." Und scharf, im Tempo der Leidenschaft, las der Gemeindekassier seine Strafpredigt. Ob vielleicht der vorstellige Samuel Glanzmann der Meinung sei, der Gemeindesäckel ertrage bei seiner gegenwärtigen Verfassung besondere Ausgaben? Niemand wisse davon, daß Glanzmann zu den Steuerzahlern gehöre, die mehr als ihr „Beträfnis" abgäben. „Was hat Samuel Glanzmann darauf zu erwidern?"

Trotzdem einige Kirchenbesucher unruhig geworden waren, hatten die meisten ihre unheilige Freude an dem beginnenden Streit und hörten die Antwort des Herausgeforderten ruhig an. Glanzmann hatte seine Scheu abgelegt, sprach frei und mit einem Schatten von Ironie und unterstützte seine Worte mit deutlichen Hinweisen der rechten Hand.

„Es gibt Dinge, die mir früher nie aufgefallen sind. Heute aber sind meine Augen sehend geworden. Wie kann man sagen, daß es Dinge gebe, die mit Gottes Wort nichts zu schaffen hätten? Wer so spricht, der muß fürwahr von Gott sehr weit entfernt sein. Leider ist diese Gottfremdheit allgemein. Aber es soll niemanden wundern. Denn die einen denken an ihr Mittagessen, die andern aber an den Gemeindesäckel. Wer jetzt dazu auffordert, heimzugehen und die notwendigen Dinge unbesprochen zu lassen, der ist ein Feind der Wahrheit."

Heftiges Gemurmel, unterbrochen von schadenfreudigem Gelächter, füllte einen Moment lang die Kirche Auf einmal gewann die Stimme des Kirchenpräsidenten wieder die Oberhand. Er wandte sich mit drohenden Augen gegen den Sprecher und höhnte mit den höflichsten Worten: Die Gedanken des Mitbürgers Glanzmann wären interessant anzuhören, wohl zur Ueberraschung der ganzen Gemeinde. Trotzdem habe er die Meinung, die Volksversammlung solle jetzt abgebrochen werden, da die meisten wider ihr Vorhaben lang aufgehalten worden seien.

Der Aufforderung folgte die Tat des auf seinem Hochsitz blockierten Geistlichen, der plötzlich seine Treppe hinunter gestiegen kam und damit der Menge den Weg zur Tür andeutete. Glanzmann sah sich genötigt, die Bewegung mitzumachen, aber ein ringförmiger leerer Raum umgab ihn und begleitete ihn bis vor die Kirchentür. Er richtete seine Augen stumm zur Erde, und eine schmerzliche Enttäuschung über die erfahrene rücksichtslos höfliche Verdrängung drückte seine Schultern schwer auf die schmale Brust hinunter. Er hörte nicht das fröhliche Rufen der Spottvögel: „Hinaus! Der Pfarrer hat Hunger!" Er merkte auch nicht, wieviele auf die Stirn deuteten und dabei mit aufgerissenen Augen auf ihn wiesen. Die Leere begleitete ihn straßentlang bis zu seinem Hofe.

Er tat einen Blick auf das Dach. Die Fahnen waren weg. Er trat in sein Haus. Da saßen in seiner Stube versammelt die Brüder und Vettern seiner Frau. Sein ältester Schwager blickte ihn finster an und hieß ihn Platz nehmen. Noch bevor er sich setzen konnte, fing ihn die weinende Frau an zu schelten. Sie habe ihre Verwandten und Nächsten herbeigerufen, um die Schandfahnen vom Dache herunterzuholen, da er sich in die Kirche begeben und zum Gespött gemacht habe. Und sie habe ihren Bruder gebeten, daß er ihn, den Mann, zur Rede stelle und befrage, was ihn angefallen habe. Wenn das, was sich seit einer Woche ereignet, weiter dauern solle, so müßten Schritte getan werden. Denn es sei zum Verzweifeln.

Glanzmann hörte die Klage seiner Frau an und entgegnete ruhig, ohne Platz zu nehmen: „Wenn die Brüder und Vettern glauben, etwas Gutes zu tun, so kann sie niemand schelten. Ich freue mich, soviel guten Willen zu sehen." Mit diesen

Worten entfernte er sich und verbarg sich in der Scheune. Die Vettern ratschlagten untereinander, meinten, es sei ein Anfall von Schwermut, der den verschlossenen Mann befallen, gingen fast alle, einer nach dem andern, zu ihm in die Scheune und kamen wieder zurück, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Meist gab er ihnen keine Auskunft oder sprach Worte, die sie nicht zu deuten wußten. Gegen Abend gingen sie alle heim, nachdem sie die Frau getröstet und auf Abwarten geraten hatten.

Frau Marianne Glanzmann schickte nun ein Kind mit Essen zu ihm und ließ ihn auffordern, ins Haus zu kommen. Samuel verwunderte sich, daß sie nicht selber kam, trug dem Kinde auf, ihr zu danken und bekannte, er habe wirklich sehr gehungert.

Gegen Abend trafen in der Scheune andere, unerwartete Besucher ein, die Glanzmann sehr überraschten. Es waren einige kleine und arme Bauern, die fast verstohlen in die Scheune schlichen, ihr Anliegen im Flüsterton vorbrachten und sich lange und mit heimlicher Furcht mit ihm unterhielten. Glanzmann konnte ihnen keine Antwort geben; denn alle fragten dasselbe: Sie wollten wissen, ob ihm Gott ein besonderes Zeichen gegeben hätte und ob die Erfindung wirklich eine besondere Offenbarung Gottes sei. Alle bekannten, in der Kirche aus Feigheit geschwiegen zu haben, da sie sich vor der Gemeinde und dem Präsidenten gefürchtet hätten.

Samuel Glanzmann wurde noch trauriger, als er die jämmerlichen Beichten anhörte, und erschrak über dieses heimliche und elende Suchen nach Gott. Müde erwiderte er allen Fragern dasselbe: Es gibt so viele Offenbarungen, daß wir gar keiner besondern bedürfen, und wenn die Menschen sehen wollten, so könnten sie in solchen Erfindungen, wie die Schutzstangen eine sind, deutliche Zeichen von der Herrschaft seines Willens sehen. Das Traurigste an der menschlichen Seele ist ihre Feigheit, die Gott leugnet, nur weil ihn die meisten nicht sehen.

Solche Worte, immer wiederholt, machten auf die Besucher einen besondern Eindruck, enttäuschten aber auch fast alle darin, daß sie nicht besondere Geheimnisse vernahmen, wie sie solche vermutet hatten. Stets mußte Glanzmann die ängstliche Frage hören: „Woran aber sollen wir sehen, was göttlich ist und was weltlich ist?“ Und wenn er ihnen darauf erwiderte: „Das weiß der Mensch von Anfang an, aber er möchte es lieber nicht wissen, darum fragt er,“ gingen sie mit Achselzucken von ihm weg. Und trotzdem baten alle, ihn ein andermal, vielleicht am nächsten Sonntag, wiedersehen zu dürfen. Denn alle hätten sie noch viel zu fragen.

Als schließlich der letzte der Frager ihn verlassen hatte, war der ermüdete Tröster fast verzweifelt, aber dabei sehr verwundert, besonders darüber, daß die armen Leute alle zu ihm gekommen waren, um seine Meinung zu erfahren. Denn es dünkte ihn unmöglich, daß sie nicht so wie er denken und die gleiche Ueberzeugung von der Nähe und Wirkung Gottes erfahren haben sollten. Gedankenvoll verließ er die Scheune und begab sich ins Haus. Seine Frau saß finster am Abendtisch, und die Kinder wagten kaum zu flüstern. Glanzmann sah sie alle an und seufzte: „Ich wußte nicht, wie arm die Menschen seien.“ Marianne blickte noch finsterer. Da verließ er die Stube wieder, tat seine Arbeit wie gewohnt und brachte abermals eine Nacht allein in der Scheune zu.

Und gleich wie das erstemal, schien am nächsten Morgen die Erschütterung verwunden zu sein. Die Bäuerin gestand sich heimlicherweise, daß sich in der Ordnung und Pflichterfüllung Samuels nichts verändert hatte. Trotzdem schien es ihr, als könne sie ihm nicht vergessen, noch verzeihen, und sie fragte sich vergeblich, weshalb sie einen solchen Widerwillen gegen ihn empfand, wenn sie an die beschämenden Ereignisse zurückdachte. Selbst wenn sie sich in einem guten Augenblicke zum Troste sagte, die Folgen seines Tuns, Jammer und Schande seien nicht eingetroffen, würden wohl auch nicht eintreffen, und sie selber könne schließlich doch nur Mitleid ernten, wenn sie nicht an seiner Narrheit teilnehme, so wollte der Trost nicht verfangen und der geheime Haß gegen den Mann nicht weichen. Sie

konnte keinen Schritt zur Versöhnung tun, und es mußte Glanzmann selber sein, der sie wieder ansprach. Eine gute Stimme in ihr wollte zugunsten des Mannes einwenden, er sei voll Mitleid und voll herzlicher Güte. Doch sie schlug diese Stimme, kaum angehört, in den Wind. So mußte denn das nächste Ereignis die Kluft, die sich, wie es schien, plötzlich zwischen den beiden Eheleuten aufgetan hatte, noch mehr erweitern und offenbaren, wie tief sie ging.

Drei Tage darauf, an einem sonnenglänzenden Mittag erhielt ihr Vertrauen einen neuen Schlag. Es war um die Stunde, als die Bauern vom Felde auf ihre Höfe zogen. Glanzmann trug seine Sense auf nachgebender Schulter und schritt gebückt einen Feldweg entlang. Nahe bei seinem Hause, an der Kante eines kleinen Bühls blieb er stehen und beschattete seine Augen mit dem schmalen Hute, um die glühende, erntenahe Gegend zu überschauen. Was war das?

Sein Blick blieb auf einmal starr in der Ferne hangen, heftete sich auf ein niedriges Dach, fast angstvoll, mit unsicherem Lächeln. Der Atem stockte, der Mund blieb offen, die Wangen zuckten in sonderbarer Blässe. Tastend suchte die Rechte nach der Linken und faltete sich über dem Werkholz, betend und zitternd. Was war das?

Glanzmann stand und starrte unentwegt in die Ferne. Dort funkelte das Zeichen auf dem niedrigen Dache. Leute drängten sich um das Haus. Verwehte Worte klangen herüber. Männer saßen auf weißen Leitern. Hammerschläge klangen an. Ein Mann in weißem Kleide schien auf der Firstkante zu schweben. Er schritt hin, er schritt her. Er schwebte im glühenden Mittag. Seine Kleider waren eine zitternde Flamme...

Erschrockene Freude wogte heiß und kühl in Glanzmanns Innerm. Er bohrte seine Blicke in der Ferne fest und grub seine Gedanken wie mit Widerhaken in jenes Geschehen ein. Die Zunge blieb starr im Munde liegen. Die Glieder bebten wie vor Frost und wagten keine Regung. So stand er und harrte, hingegeben dem Fernen. Der Mittag glühte lautlos.

Was war das? Schrie da nicht jemand? Essen! Was gafft er? Glanzmann zuckte zusammen und kam wieder zu sich selber. Er fuhr sich mit der Rechten über die Stirn, schüttelte sich, trug die Sense heim, badete die Arme im Brunnen und dachte nach. Im Hause sprach laut und ungeduldig Marianne. Glanzmann zögerte schon auf der Schwelle, schritt langsam vom Hause weg, quer über die Felder, den leise ansteigenden Hügel hinauf bis an den buchengrünen Saum des Tannenhochwaldes. Dort blieb er stehen und schaute zurück. Fast furchtsam. Er starrte hin, endlos lange...

Er sah wieder das Zeichen in der Sonne funkeln. Entzücken flammte in ihm auf, rang nach Luft und machte ihn zittern in seiner starren Gebundenheit. Er griff nach seiner Kehle. Ein schwerer Seufzer brach sich Bahn, schluchzend vor Glück. Glanzmann warf sich auf die Erde, hob langsam die Rechte gegen die Wipfel und flüsterte das einzige Wort: „Gott!"

Von seinem eigenen Flüstern erschreckt, lauschte der Glückliche, bedeckte die Augen, lauschte wieder, wer weiß, wie lange.

Schritte nahten. Eine Stimme sprach: „Glanzmann! Was macht Ihr da?" Wessen Stimme war das? Sie klang sanft, schwermütig und immer vorwurfsvoll...

Glanzmann hob den Kopf. „Gott schickt Euch, Herr Pfarrer. Ihr sollt Zeuge sein von seinem Wirken. Die Augen auf, Herr! Seht, dort im Tal!"

„Diesmal sendet mich zunächst Eure verzweifelte Frau, Glanzmann."

„Seht dort, Herr! Gott wirkt!" Glanzmann sprach triumphierend. Aber der Pfarrer blieb schwermütig und ein wenig ironisch: „Eure Predigt beginnt zu wirken, wie mir scheint. Von den meinigen trug keine so rasche Früchte. Für heute aber solltet Ihr heimgehen und Eure Pflichten erfüllen. Man murrt im Dorf. Eure Vettern..!"

Das brachte Glanzmann zu sich selbst zurück. (Schluß folgt).

□ □ □